

## **Predigt am 28.2.2021 zu 2. Mose 1, 15-20**

(Pfr. Peter Plack – in Gaimersheim im Rahmen des Kanzeltauschs)

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

Gott sei Dank ist Gott barmherzig. Gott sei Dank ist er ein Freund des Lebens – und nimmt dafür zu allen Zeiten jeden, den er kriegen kann, in seinen Dienst.

Heute uns, zur Weihnachtszeit Maria und Josef und seine Engel und lange davor schon die Hebammen in Ägypten. Wobei uns mehr verbindet, als wir zuerst denken.

Denn Widersprüchlichkeit und Willkür in der Ausländerpolitik sind kein modernes Phänomen. Im ersten Abschnitt des 2. Buchs Mose wird berichtet, der neue Pharao habe keine Ahnung mehr gehabt - oder haben wollen, weshalb in seinem Land Israeliten wohnten, und was sie zur Blüte Ägyptens beigetragen hatten. Er ist besessen von der Angst vor Überfremdung. Die ersten Maßnahmen, die er ergreift, bringen immerhin auch ökonomischen Nutzen. Es heißt da direkt vor unserem Predigtwort: „Die Ägypter zwangen die Israeliten mit Gewalt zum Dienst und machten ihnen ihr Leben sauer mit schwerer Arbeit in Ton und Ziegeln und mit mancherlei Frondienst auf dem

Feld, mit all ihrer Arbeit, die sie ihnen mit Gewalt auferlegten.“

Offenbar genügt das aber nicht. Die Schraube der Fremdengesetzgebung muss noch mehr angezogen werden – auch das gibt es ja bis heute. Jetzt beschließt der Pharao, die Wachstumsrate der israelitischen Bevölkerung durch eine brutale Maßnahme zu begrenzen. Dass er sich und seinem Land damit wirtschaftlichen Schaden zufügt, scheint ihn nicht zu stören. Er gibt den Hebammen Anweisung, sie sollten alle Buben, die zur Welt kommen, umbringen.

Was für eine Szene: Der große Pharao, nach der Ansicht der ägyptischen Staatsreligion der Sohn des Sonnengottes, wendet sich direkt an die beiden Hebammen, die für die Geburtshilfe bei den Israelitinnen als die verantwortlichen Leitungskräfte zuständig sind. Die besondere Pointe dabei: Gott handelt nicht, wie wir es wohl tun würden, durch den großen, starken und scheinbar unentbehrlich wichtigen Pharao, sondern durch scheinbar unscheinbare, machtlose und ohnmächtige Beteiligte wie die Hebammen, die die Pläne des Pharao aber sehr wirkungsvoll unterlaufen.

Wohl deshalb werden die beiden Hebammen mit Namen genannt. Sie sind nicht einfach namenlose Mädchen im Getriebe, sie sind einzigartige, unverwechselbare und nicht austauschbare Persönlichkeiten, die als Gottes Ebenbilder und Mitarbeiterinnen gewürdigt sind und auch gebraucht werden, um seinen Plan umzusetzen.

Schifra heißt die eine, das kann mit «Schönheit» übersetzt werden; Pua heisst die andere, was schlicht «junge Frau» bedeutet. Auch wer nicht durch besondere Schönheit oder andere augenscheinliche Vorzüge ins Auge sticht oder auffällt, ist bei Gott wichtig. Listig unterlaufen Schifra und Pua den Befehl des Pharao. Sie behaupten, die Israelitinnen seien beim Gebären so rasch, dass sie als Hebammen gar keine Gelegenheit hätten, die Kinder diskret zu entsorgen. Sie kämen jeweils zu spät – und die Mütter hielten immer ihren Jungen schon selig lächelnd in ihren Armen.

Der Pharao erkennt, dass sein vermeintlich kluger Plan scheitert; der Weg zu einem diskreten Genozid ist ihm verbaut. Nun will er im weiteren Fortgang der Geschichte gar nicht mehr den Anschein erwecken, er sei ein gütiger und menschlicher Herrscher über alle, die ihm untertan sind. Jetzt ruft er sein Volk auf, sie sollen

sich alle an der Verfolgung, am Mord an den israelitischen Jungen beteiligen. Nichts lässt erkennen, dass das Volk sich widersetzt hätte. Es ist dem Pharao offenbar nicht schwergefallen, bei seinem eigenen Volk Ängste und Frustrationen zuerst zu wecken und dann zu missbrauchen.

Von den Hebammen hingegen lesen wir, Gott habe es ihnen gut gehen lassen – weil sie das Leben schützten und förderten, sich nicht von der Angst bestimmen ließen, sondern von Hoffnung und Liebe.

Hebammen gegen die Zerstörungswut eines Machthabers – das klingt für uns heute schon fast wie ein Märchen. Aber das gibt es auch in unseren Tagen. Zum Beispiel im Südsudan. Sie wissen vielleicht: Das ist einer der jüngsten Staaten der Erde, 2011 vom Sudan unabhängig geworden. Zwei Jahre währte die Euphorie über die Unabhängigkeit. Doch dann brachen die Machtkämpfe aus zwischen Präsident und Vizepräsident. Sie instrumentalisieren ihre unterschiedliche Volkszugehörigkeit zu den Dinka bzw. Nuer, um den Konflikt anzuheizen. Es war im Grunde nicht ein Streit der Volksgruppen, sondern pure Machtgier einiger Männer. Fast 10 Jahre lang kämpften 45 Gruppen um die Macht, das Land war zerrissen und

unregierbar geworden. Überall wurde gekämpft, es herrschte totale Unsicherheit, die Ölfelder waren zu Schlachtfeldern geworden, die Wirtschaft ist zusammengebrochen. Nach der Bevölkerung fragte niemand, die Regierenden setzten sich längst außer Landes ab. Hunderttausende flohen vor den Milizen, konnten ihre Felder nicht mehr bestellen und hungerten. Alle haben unvorstellbare Grausamkeit erlebt, sind traumatisiert. Die UNO hat längst aufgehört, die Toten zu zählen, insgesamt sind es wohl über 300'000, aber niemand weiß das genau.

Mitten in diesem Chaos lebte die Presbyterianische Kirche im Südsudan. Was unsere Glaubensgeschwister erzählen, ist erschütternd. Mich erschüttert die Aussichtslosigkeit. Und mich berührt, dass sie die Hoffnung nicht aufgaben. Kirchenpräsident Peter Gai brachte es mitten in diesem Krieg so zum Ausdruck: «Eine kurzfristige Besserung ist nicht zu erwarten. Wir Kirchen – und besonders die Frauen – sind eine prophetische Stimme, aber sonst ohnmächtig. Wir stehen mit bloßen Händen da – die anderen haben automatische Waffen. Nur Nothilfe und Gebet sind möglich. Gebet ist am wichtigsten. Nur so kann Frieden

werden: Gott muss den Südsudan besuchen. Betet mit uns dafür. Eure Gebete reichen bis zum Südsudan.»

Und er berichtet von einem erstaunlichen Projekt: Hebammen gegen die Gewalt der Machthaber. Vor ca. 20 Jahren hat die Presbyterianische Kirche eine Hebammenschule gegründet. Sie wurde im Bürgerkrieg zerstört. Die Hebammenschülerinnen mussten fliehen, wurden in alle Winde zerstreut. Wie durch ein Wunder fanden sie sich nach Monaten in einem Flüchtlingslager in Kenia wieder zusammen, nicht weit von der Grenze zum Südsudan.

Anfang 2015 beschlossen sie: Wir müssen die Ausbildung fortsetzen. Und dann werden wir in unserem Heimatland arbeiten. 2016 kehrten 28 junge Frauen in das Todesland zurück, trotz Bürgerkrieg. Sie betreuen mit den 59 früheren Absolventinnen 15-20'000 Geburten jährlich, allen Gewalten zum Trotz. Eine neue Gruppe mit 32 Schülerinnen folgt ihnen.

Hebammen gegen die Gewalt. Es ist wie damals in Ägypten. Was können ein paar Hebammen gegen die Wucht der Todesmächte ausrichten?

Logisch wäre: Momentan kann man nichts machen. Wir warten ab. Wir gehen weg. Aber sie sagen: Nein, wir

bleiben. Wir wollen einfach da sein. Wir versuchen, den Müttern beizustehen. Wir versuchen, die Neugeborenen zu versorgen und für die Zukunft dieses Landes zu arbeiten.

Logisch wäre: Frauen können sowieso nichts machen. In dieser von Männern beherrschten Gesellschaft sind sie machtlos. Aber sie sagen: Nein, wir wollen Gott mehr gehorchen als den Menschen. Wir versuchen kleine Schritte. Wir helfen, egal ob jemand zu den Dinka gehört oder zu den Nuer.

Logisch wäre: Da ist nichts zu hoffen. Aber sie sagen: Nein, eines Tages werden die Machthaber im Südsudan abtreten. Eines Tages werden die Menschen Häuser bauen und ihre Kinder zur Schule schicken. Bis dahin wollen wir für den Frieden arbeiten. Und schon jetzt erfahren wir den Segen Gottes auf geheimnisvolle Weise. In allem sind wir bedrängt, aber nicht in die Enge getrieben – ratlos, aber nicht verzweifelt – verfolgt, aber nicht verlassen – zu Boden geworfen, aber nicht am Boden zerstört, wie es der Apostel Paulus im 2. Korintherbrief sinngemäß zum Ausdruck bringt (2Kor 4,8f).

Als ich davon gelesen habe, war meine erste Reaktion eine große Dankbarkeit dafür, dass es solche Frauen gibt wie diese sudanesischen Hebammen. Ich bin dankbar und ermutigt durch ihren Mut, ihre Bereitschaft, ihr eigenes Wohlergehen aufs Spiel zu setzen.

Wir sind auf diesem Hintergrund sehr dankbar dafür, dass eine Mutter, die bei uns ein Kind zur Welt bringt, in der Regel nicht darum bangen muss, ob es überhaupt die Geburt und die ersten Tage überlebt. Wir werden nicht von marodierenden Banden bedroht. Niemand von uns muss sich Sorgen machen, ob sie am nächsten Tag überhaupt etwas zu essen bekommen. Uns wird unser Lebensrecht nicht bestritten. Wenn eine CSU wählt, muss sie nicht befürchten, ihr Nachbar, der bei den Grünen ist, werde sie einmal nachts überfallen und missbrauchen. Der Ton zwischen politischen Gegnern mag rauer geworden sein, doch wir erkennen einander als zugelassene und vertretbare Parteien an, und meist besteht noch ein Mindestmaß an gegenseitiger Achtung. Und auch unsere Fremdengesetzgebung, die ich an einigen Punkten durchaus kritisch sehe, sieht keinen Genozid vor, wie Pharaos plante – und wie

das ansatzweise im Sudan immer wieder grässliche Wirklichkeit geworden ist.

Ich glaube, gerade deswegen sollten wir genau hinschauen und überlegen, wie wir unseren Glauben im Alltag umsetzen. Auch wenn unsere Antworten darauf, wie wir uns als Christin und als Christ verhalten sollen, unterschiedlich ausfallen werden.

Die Hebammen der Hebräerinnen und die Hebammen aus den sudanesischen Flüchtlingslagern verbauen uns einen bequemen Ausweg: Dass wir dankbar finden, sie hätten um Gottes willen etwas Tapferes getan, aber das ist ja weit weg von uns, und die anderen Greueln in der Welt auch, und es reicht ja auch, wenn wir da und dort bei einer Kollekte etwas großzügiger sind.

Vergessen wir nicht, dass es nur ein Menschenleben her ist, dass in unserem eigenen Land die Geschichte Ägyptens sich wiederholte, und die Kinder Israels samt den Eltern wurden ums Leben gebracht. Es gilt aufmerksam zu sein. Wir müssen sehr gut beobachten, wohin sich unsere Gewohnheiten entwickeln, was unser vermeintlich gesunder Menschenverstand für normal hält, und wie sich dann auch die öffentliche Meinung ändert.

Die Hebammen zwingen uns, Fragen zu stellen wie diese: Welche Menschen und welche Menschengruppen werden daran gehindert sich zu entfalten? Wo werden Menschen ausgegrenzt und an den Rand gedrängt? Wo beschneidet unsere Gesetzgebung Rechte so, dass Menschen unter uns nicht gut, nicht frei, nicht würdig leben können? Wie kann ich schon frühzeitig erkennen und mich dagegenstellen, dass Fremde zu Sündenböcken gemacht und dann bedrängt und verfolgt werden – wie damals, als der Pharao sein Volk dazu aufrief, die hebräischen Kinder umzubringen? Was kann ich dazu beitragen, das Leben derer zu erleichtern, die ausgenutzt, benachteiligt und abgeschoben werden?

Die Hebammen der Hebräerinnen gehen uns etwas an! Und wir hoffen und beten, dass Gott uns mit demselben Geist des Muts und der widerständigen Kreativität erfüllt wie sie!

Pua und Schifra lassen sich von ihrem Gottvertrauen leiten. Vielleicht haben sie Psalm 22 vor Augen, in dem es so anrührend von Gott heißt: „Du hast mich aus meiner Mutter Leibe gezogen; du ließest mich geborgen sein an der Brust meiner Mutter.“ Gottesfurcht und Zivilcourage gehen in unserer Geschichte zusammen

und die beiden Frauen gewinnen die Freiheit, selbst einem mächtigen Herrscher ins Gesicht zu lügen.

„Warum tut ihr das, dass ihr die Kinder leben lasst?“ ist die Frage. Und die Antwort lautet: Weil es unsere Aufgabe ist. Und weil unser Gott ein Gott des Lebens ist.

Nehmen wir es als Frage und Anregung mit: Wo ist heute von mir Haltung gefragt? Wo braucht es mehr Freiheit und Mut, mich zu widersetzen? Wo sind meine Spielräume, der Menschenfeindlichkeit die Liebe Gottes entgegenzusetzen? Ich wünsche mir und uns im Ernstfall den Mut, der Menschenfreundlichkeit Gottes Geltung zu verschaffen, wo ich es soll und kann. Amen.